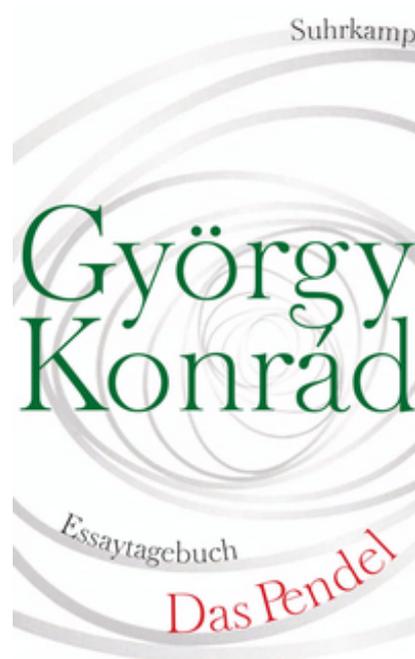


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Konrád, György
Das Pendel

Essaytagebuch
Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42252-6

SV

György Konrád
Das Pendel

Essaytagebuch

Aus dem Ungarischen von
Hans-Henning Paetzke

Suhrkamp Verlag

Originaltitel: Inga. Pendulum
© György Konrád 2011

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des Nachrucks, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage

ISBN 978-3-518-42252-6

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Das Pendel

Essaytagebuch

Ich werde beobachtet. Allein im Garten. Das vergesse ich nicht. Auch auf dem Podium, selbst wenn ich mich dort verstecke.

Von der Akazienholzbank aus immer nur den Berg betrachten, an die Steinmauer gelehnt, immer nur im Freien mit Heft und Feder bewaffnet. Nie endgültig sein, immer nur im Zustand von Anfang und Geburt, umgeben vom Säuseln des Windes, frei von der Sorge um die Verantwortung für das Buch und die Speicherung der Vergangenheit. Boden unter den Füßen spüren, das Sonnenlicht ertragen, nichts mehr besitzen, das Haus hinter mir lassen, ihm entfliehen.

Noch herrscht hier Frieden. Kein Grund zum Klagen darüber, daß es dereinst keinen mehr geben wird. Solange ich nicht abgeholt werde, kann ich getrost am Tisch im Garten sitzen. Vielleicht kommt auch niemand mehr. Was zählt, ist die Bank und nicht die Tatsache, daß man hereinkommen kann. Sogar Pech und Schwefel kann es regnen. Verharren will ich im Bestreben um ein geräuschloses Dasein. Unauffällig bleiben, wie es mir nur irgend möglich ist.

Durch das Fenster sehe ich einen Hubschrauber. Während ich dies niederschreibe, verschwindet er, fliegt vom Fenster aus herüber in mein Bewußtsein. Die Wirklichkeit ist nur gewesen. Das Ereignis, hat es einen Zeugen gegeben, verwandelt sich während des Geschehens in ein Er-

innerungsbild. Wirklichkeit ist Geschehen, Konfiguration, und existiert nur für einen Moment. Wo ist das Gestern geblieben? Gestohlen worden.

Worauf ich warte? Auf den Sinn meines Lebens. Soll er doch zur Gartenpforte eintreten, den Hut ziehen und grüßen: »Verehrter Herr, ich bin der Sinn Ihres Lebens.«

Mit welchem Recht erhebe ich Anspruch darauf, zu bleiben? Eine Antwort gibt es nicht. Wir müssen gehen, für die nach uns Kommenden Platz machen.

Ich brauche jemanden, an dem ich meine Freude habe, um den ich mich kümmere, für den ich arbeite, an etwas, was dann auch er an jemanden weitergeben wird. Meine Frau auf der anderen Seite der Wand weiß auch ohne Worte, wie es um mich bestellt ist. Ein großes Glück, wenn sowohl Ehefrau als auch Ehemann so geschäftig sind.

Daß sie mich früher oder später hinausbringen werden, ahne ich schon. Noch klammere ich mich am Treppengeländer fest und versuche, um jeden Preis zu bleiben. Gibt es eine Rechtfertigung für mein Leben? Einzig die, daß es geschehen ist. Ob ich mich mit seiner Fortsetzung zufriedengebe? Diese Möglichkeit begeistert mich.

Auf meine Weise habe ich ziemlich höflich erledigt, was zu erledigen war. Ich jammere nicht, ich hasse nicht, ich prahle nicht. Schön langsam habe ich mich aus dem Verkehr gezogen und mache mir an meinen Erinnerungen zu schaffen. Doch ob mir tatsächlich widerfahren ist, was ich vergessen habe? Und wenn ich einige Bilder aus der Dunkelheit heraufbeschwöre? Im Kopf gesammelt habe ich viele Bilder, sie dort so roh belassen, vielleicht hole ich sie einmal hervor. Oder niemals.

Existiert zwischen Wirklichkeit und Fiktion noch etwas anderes? Vielleicht das Pendel. Das Hin und Her, das Sich-

Zulachen. Auf wessen Ankunft ich hoffe? Bei meinem Tändeln bedarf es sozusagen keinerlei äußerer Veränderung. Von anderen verlange ich nichts, nicht einmal, mir ihnen gegenüber recht geben zu können.

Träger bin ich, Kettenglied, Postbote, die Wörter gehen durch mich hindurch. Ich bearbeite das schamlose Rohmaterial, verdichte und lege es anderen dann vor. Wort für Wort taste ich meinen Nachlaß ab, stelle mich auf den Kopf. Der Verstand soll ruhig arbeiten, durch nichts darf der Gang der Gedanken behindert werden.

Bequem ist für mich sogar die unbequeme Situation. Auch kalt ist nicht kalt, auch warm ist nicht warm. Ob einer friert oder schwitzt, ist nicht unbedingt eine Frage der Temperatur, vielmehr eine der Selbstdisziplin. Mir geht es in einem Saal ebensogut wie in einer Kammer. Ich muß nicht fortwährend angesprochen werden. Wer sich nicht gern in seiner Werkstatt zu schaffen macht, der schindet andere.

Die erste Person Singular soll sich selbst erkennen? Dieses Ich erwische ich, bekomme es am Genick zu packen, da kann es zappeln, wie es will, ich blicke hinein, nehme es auseinander. Was befindet sich im Innersten? Ein substantivisches Lichtei? Oder nur die Unerschöpflichkeit der Wiederholung? Oder sollten wir trotz allem zum Tor der Sklerose ins Nichts hinüberschreiten? Der gerissene Händler bietet eine Katharsis an, eine Konzentration aus Freude und Qual. Wofür er sich ein wenig Geld erhofft. Jeder Satz, jeder Absatz eine Einheit, alles muß über eigenen Mitteilungswert verfügen. Auch die Teile selbständige, geordnete Stöße.

Wieviel Geschichte kann sich selbst in einer einzigen Wohnung abspielen! Auch jene eine Wohnung, die mit ei-

nem Roman zu vergleichen wäre, hat so viele Helden, wie es Bewohner darin gibt.

Ich sehe einen farbenprächtigen Blumengarten, die barocke Phantasie einer alten Frau, ihr gegenüber einen alten Herrn mit seinen eher lateinischen, quadratisch angelegten Beeten. Der vertrottelte Pedant, sagt die in die Jahre gekommene Frau von ihrem Nachbarn. Ein alter Katatoniker, erinnert sich nur an den Nußbaum und an das kleine Kalb aus seiner Kindheit.

Du findest Steinnympfen und Wasserbecken, moosbewachsene Säulen und immer etwas Übertriebenes, verdreifachte Torbögen und Türme, auch hier sollte noch etwas hin, und dort sollten wir uns zusätzlich etwas vorstellen können. Was den Baumeistern an Närrischem in den Sinn gekommen ist, das konnten sie, ärmlich zwar, aber dennoch, umsetzen.

Vier schwarze Tauben mit weißem Bauch flattern vor mir in wechselnden Formationen umher. Auf einen Stock gestützt nähert sich mir der neunzigjährige Herr Nachbar, sein Spazierkreis wird zusehends kleiner. Anderthalb Stunden muß dieser Spaziergang dauern, alles wird nach der Uhr verrichtet. Pärchen mittleren Alters in einem Gartenlokal tunken den Teller mit Brot aus. In den Cafés ist die Umgebung komprimiert; die Spannung zwischen außen und innen ist im Gleichgewicht.

Auf dem Tennisplatz wimmelt es nachmittags von Kindern, sie springen umher, üben Aufschläge, schlagen geschickt zurück, die Mamas lesen im Auto oder plaudern an der Straßenecke. Ein Mädchen mit langen Beinen, den Tennisschläger in der Hand, stützt sich auf ein Fahrrad.

Ich sehe ein Haus und erinnere mich an meine Vergangenheit. Könnte ich darin umherwandeln, würde ich an

Amnesie leiden. Jeder Spaziergang ist willkürlich, zufällig und für sich genommen vollkommen. Jedes Haus hat ein Gesicht und sagt viel über die darin Wohnenden. An den Fassaden Löwen, Engel, die dicken Mauern bergen den Überfluß des neunzehnten Jahrhunderts. Hier ist jedermann auf seine Weise unanständig oder anständig. Der nächtliche Tau liegt morgens noch auf dem Gras. Auch die Sonne wirft ihr Licht nur seitwärts auf die Natursteinmauern des Nachbarhauses. Gibt es ein Selbstbewußtsein ohne Lokalbewußtsein?

Schön warm ist es hier, nun können die Enthüllungsschriften kommen, die Schmähreden, und sie können mich mit vorwurfsvollen Fragen überhäufen: »Hast du gesagt, ich sei ein kleiner Idiot?« »Weiß der Teufel. Kann sein.«

Dann kommen die Gütigen: »Möchtest du gar nichts? Keine Rache? Niemandes Tod?« »Du bist nett, aber nein danke.« »Und die alten Spezis?« »Sind alle schon gestorben.« »Und wer noch nicht?« »Dem wünsche ich das Beste.«

Reliquien sind wir, Veteranen, Datenquellen. Was wir erzählen, ist mit Vorsicht zu genießen. Allesamt Zeitzeugen, die wir vor einem halben Jahrhundert noch über die Margaretenbrücke schlenderten, am Nachmittag des 23. Oktober 1956, in der Zeit des goldenen Herbstes, als es bei Tagesanbruch schon kühl war und in der Nacht vielleicht sogar schon Frost herrschte; tagsüber aber mußte man den Mantel ausziehen. Jene Generation ist im Schwinden begriffen, und präzises Erinnern ist so selten wie das Aufblitzen eines Streichholzes in der Dunkelheit. Sogar mich

selbst kenne ich kaum, die anderen noch weniger. Ich urteile nicht, verteidige mich höchstens. Dies steht uns zu, diese persönliche Einsamkeit im Universum. Der Glaube daran, Teil des Ganzen zu sein, zeugt von Stolz und Demut zugleich. Jedes Ereignis hat einen Sinn, alles richtet sich nach einem Plan. Bauen bis ans Ende, der Plan verändert sich Minute für Minute, zwischendurch Bröckeln, Plagen, Einstürzen, Schwund.

Bis unter die Arme in der Vergangenheit begraben, greife ich nach den Visionen der Zukunft oder ziehe meinen Kopf vor ihnen ein. Vor allem Vogelstimmen und Hundegebell dringen im Garten an mein Ohr, nur das Gesumm von fernem Automotoren und das zu vernachlässigende Dröhnen am Himmel vorüberziehender Maschinen sind zu vernehmen. Der Hahn kräht auch am späten Vormittag, selbst die kleinen Enten haben etwas zu schnattern. Niedrig fliegen die Schwalben.

Schon seit langem bemerke ich, daß auch das wenige viel sein kann. Der frisch gewaschene Spitzenvorhang flattert im Wind auf der Leine. Den Garten kann ich auch nach hinten verlassen, nicht nur nach vorn zur Straße hin, zwischen Sträuchern hinein ins Maisfeld flüchten, das mir Deckung gibt. Vorn kommen die Besucher herein, doch der listige Einsiedler geht hinten hinaus.

Mit einem Sprung ins Ungewisse könnte hier ein neues Kapitel beginnen. Ich habe keinen blassen Schimmer, worauf es hinauslaufen wird. Voller Ahnungen treibt es mein Bewußtsein hierhin und dorthin: in die Große Markthalle, auf den Lokomotivenfriedhof, in mein Heimatdorf. Ein-

gebettet in diesen geographischen Raum, huschen meine Gedanken gelegentlich über die Staatsgrenzen hinweg.

Eine sich selbst gestaltende Geschichte, eine Prozedur, die sich zum Kochbuch erklärt. Zahlreiche Gerichte lassen sich zubereiten. Auch das Leben des geneigten Lesers könnte Gegenstand verblüffend vieler Romane sein.

Als Gefängnisinsasse beispielsweise könnten wir uns, um die Langeweile zu vertreiben, mit solchen Gedanken ein Amüsement verschaffen. Unter Millionen Ereignissen befinden wir einige wenige für wert, beschrieben zu werden. Auch das Fallen eines Wassertropfens kann durch mikroskopisches Beobachten endlos lange ausgedehnt werden.

Das Kunstwerk ist ein organisierter Traum. Nicht die Reihe der vielen Buchstaben, sondern die ihnen zugrunde liegende Serie an Ereignissen. Der Gedanke stellt sich ein wie eine Offenbarung, die Ideen begegnen ihrem Körper. Das echte Werk hinterläßt einen unvergeßlichen Eindruck. Der Künstler gibt dir ein Rätsel auf, das du lange betrachten kannst. Das Werk gleicht einem Gesicht, es blickt zurück, sieht dich an, sucht dich, und du versteckst dich vor ihm.

Eine Stimme dringt an dein Ohr, und du erschauerst. Schreiben bedeutet für dich Selbstverteidigung, Abtasten, Beschwörung, Halluzination. Essay: Klingenkreuzen! Roman: *Also mit einem Wort, so war das ...* Lebt ein Roman, dann funktioniert er, reift wie der Wein im Faß. Wir bauen, kombinieren, die Aneinanderreihung ist die Form selbst. Der Schriftsteller hat keine Ahnung, was als nächstes folgen wird. Dann taucht etwas auf, und niemand weiß, warum ausgerechnet dies. Aber vielleicht ist es gerade so gut; Willkür bringt das Phänomen hervor. Das wahre Phänomen ist

eine nicht zu knackende Nuß, du kannst so fest zudrücken, wie du willst, sie läßt sich nicht zerquetschen.

Ich suche nach der Wahrheit für mein eigenes Leben und nach einer Antwort auf die Frage, was mich hier umgibt. Diese Frage stelle ich selbst dann, wenn jede Antwort auf die eine oder andere Pleite hinausläuft. Doch gibt sich Handeln nicht eben im Fiasko zu erkennen?

Begeben wir uns nachmittags gegen fünf Uhr in ein Café. Um diese Zeit treffen sich hier Leute, die schon getan haben, was zu tun war, die ihren Schreibtisch hinter sich gelassen, etwas getrunken und geschmaucht haben, wovon die weiße Tapete an der Wand in farbenfrohes Zwielflicht getaucht wurde.

Jawohl, noch schreibe ich, bin schon zum dritten Mal verheiratet. Seit dreißig Jahren. Auch Kinder habe ich, fünf insgesamt, schön sind sie und vortrefflich.

Was mit Budapest los ist? Ein Regime ist an der Macht, das einem die Laune verdirbt, und das Volk gibt sich neunmalklug, läßt sich indes an der Nase herumführen.

Nebenbei bemerkt lebt der Mensch in Straßen und Häusern, nicht im Regime. Die Titelhelden trifft er selten. Den ihretwegen empfundenen Verdruß muß er nicht unbedingt übertreiben. Dort, wo ich gerade bin, geht es mir ziemlich gut. Fernweh quält mich keines. Ich bilde mir ein, etwas klarer zu sehen als in meiner Jugend. Wenn nichts dazwischenkommt, werde ich bis zum Augenblick meines Todes in der lernenden Arbeit am Schmerz lobenswerte Fortschritte erzielen.

Dieses schon nicht mehr ganz junge Subjekt genießt in

einem Haus mit Garten die zeitlose Wiederholung sowie eine Stille leiser als Stille. Gegen Abend allerdings kommen fast immer Gäste. Auch meine Knie spüren Beruhigung. Unter zahlreichen Kinderpopos haben sie das Ihre getan, sind auf und ab gehüpft, haben hüpfen lassen, hoppe, hoppe Reiter, ein ganzes Gestüt für das Pferdchenspiel aufmarschieren lassen.

Das Ich ist lediglich eine Form der Konjugation. Indem ich es ausspreche, stellen sich weitere Fragen. Wer und was ist es, und woher weiß ich, was es ist? Würde ich dieses Ich mit meinem Eigennamen ausstatten und es an einen beliebigen Schauplatz einer früheren Lebensperiode stellen, wäre es nicht einfach hineinzuschlüpfen. Ich müßte mich dafür abplagen, würde in mein damaliges Selbst nur stotternd und mühsam hineinflitzen. Wie in einen Taucheranzug, wie in einen Overall, wie in einen von Spinnweben überzogenen Schrank, wie in ein vergessenes Aktenbündel, wie in eine verlassene Werkzeugkammer. Hier ist der Schlüssel, du kannst die Schubladen herausziehen. Was bekomme ich in die Hand? Alte Fotografien, Gesichter, Namen, Ausweise, Adressenlisten, Telefonverzeichnisse. Und davor graut es mich.

Autos halten vor unserem Haus, zerren mich aus meinem Bau hervor, von Zeit zu Zeit findet sich dieser Höhlenbewohner auf dem Laufband von Flughäfen wieder. Von früh bis spät sitze ich in einer Geisterbahn, besuche ehemalige Klassenkameraden auf fernen Kontinenten. Die Erkenntnis, daß X immer noch ein genauso liebenswertes Rindvieh ist wie seit eh und je, beruhigt mich. Übernachtet habe ich in vielen Zimmern, und nach ihrem Verlassen genoß ich es, daß sie sich von meinem Körper ablösten. An die Ordnung der Dinge und die zweckmäßigen Bewe-

gungen in den fremden Räumen, um mich nicht am Tisch oder der Schrankecke zu stoßen, hatte ich mich bereits gewöhnt. Allerdings ereilen mich seit neuestem mehr Unfälle als früher. Im Schlaf falle ich aus dem Bett oder schlage bei ungewolltem Einnicken mit dem Kopf auf der Tischkante auf. Am Besteigen der Straßenbahn und am Überqueren der Brücke hat sich seit meiner Schulzeit nichts geändert. Im Alter begreife ich die Freude am bloßen Dasein, am Atmen beispielsweise. Zwischen Kühen und hohen Pappeln laufe ich über die große Wiese, durch verwelkte Gräser. Am Bachufer fliegt plötzlich ein Fasanenschwarm empor. Wild tost der Sturm zwischen den Zweigen. Auf dem niedergetretenen feuchten Gras markieren zwei Spuren den Fußpfad. Gegenüber die Burgruine, umgestürzte Holzpflocke und daran befestigt schadhafte Stacheldrahtgeflecht. Nur Wildenten höre ich, sonst nichts. Ich blicke zurück zum Dorf, sehe einzig das verblassende Kirchenkreuz und die in die Höhe ragenden Bäume. Gelegentlich vernehme ich aus dem Rabenhotel Gekrächze, stolpere zwischen weißen Feldblumen in tiefe Radspuren; allmählich erwachen meine Lebensgeister.

Rücklings liege ich auf der Wiese, vor mir das große Himmelsgefäß. Im Stehen lasse ich meine Blicke schweifen, nehme die Landschaft in Besitz. Wenn ich liege, lasten Himmel und Sterne auf mir, das ganze Universum. Auch auf weichem Grund kann man laufen, selbst auf der frischen Mahd. Doch angenehmer ist die Elastizität ausgetretener Pfade, dort, wo die Schritte den Boden fester gestampft haben.

Das Laufen hat keinen anderen Sinn als sich selbst. Für den Fußgänger gibt es keine natürlichere Lebensbetätigung als einzig das Vorankommen im Raum, weg von

zu Hause nach irgendwohin, dann wieder zurück. Das ist alles.

Noch gibt es große Felder, auf denen ich niemandem begegne, noch gibt es verschwiegene Bäume und neugierige Rabenschwärme, noch kann man kraftvoll in die Weite spucken.

Viel bin ich in der Welt umhergezogen, gern saß ich auf Ochsenkarren und in Flugzeugen, meistens aber blieb ich an Ort und Stelle, reglos selbst auf einem sich bewegenden Gefährt. Ich hocke in meiner Höhle. Mein Schatz besteht darin, nicht angedet werden zu können. In den Augen dessen, der das ständige Gespräch für menschenfreundlich hält, ein schrecklicher Egoismus.

Allmorgendlich in der Badewanne überblicke ich Gründe dafür, den Tag beginnen zu lassen, und während des Abtrocknens finde ich Argumente gegen den Tod. Dafür bedarf es eines groben Frottétuches. Daß der Widder, der Initiator, seinen Rundgang bei der Sonne und zwischen den Sternzeichen beginnt, ist klar, solange sich der Skorpion, mein anderes Wesen, nicht von hinten in mir verkrallt.

Ein anständiger Mensch ist immer ein Held. Manchmal fällt das auf, meist allerdings nicht. Wären etwa die mit Maschinenpistolen bewaffneten jungen Leute überall auf der Welt Helden? Weil sie ihre Waffe mit ins Bett nehmen, als wären sie Gangster oder Terroristen oder deren Verfolger? Diesen und jenen einfach nur so abknallen, das wäre Heldentum? Einen Kopfschuß verpaßt bekommen, der Kugel treu, patriotisch und gläubig entgegenlaufen?

Das wäre Heldentum? Sich hinrichten lassen, nachdem wir unser eigenes Massengrab ausgehoben haben? Das wäre Heldentum? Sich köpfen lassen, zum Märtyrer werden, das wäre Heldentum? So sähe ein Held aus?

Warum wohl gehe ich dorthin, von wo es besser wäre zu verschwinden? Warum wohl gefällt es mir, ein Zimmer langsamer oder schneller zu verlassen, wie es mir auch angenehm ist, aus manch einer Scheide mit erschlaffender und zusammenschrumpfender Lunte zu gleiten? So wie es ebenfalls angenehm war, an meinem Arbeitsplatz, in meinem Professoren- oder Forschungsbüro das Licht auszuschalten und die Tür hinter mir zu schließen.

Viele Länder gibt es auf der Welt, in denen rätselhaft in ihrem Wachhäuschen herumhantierende Grenzbeamte lange trödeln, längst schon alles notiert und kontrolliert und festgestellt haben, daß mein Name sogar auf mehreren Listen vermerkt worden ist, weil mich die Neugier zu etwas verleitet hat, ich mich darin verstrickt habe, so daß ich jetzt zur Seite gewinkt werde, denn als auf dem Bildschirm oder im schwarzen Buch mein Name vor den Augen des Grenzoffiziers erscheint, strafft sich sein Gesicht in einer einzigen Erstarrung. Das ist nun die Situation, auf die er hinter halb geschlossenen Augenlidern gewartet hat, und von dem Moment an befindet er sich im Einsatz. Jetzt muß er zeigen, was er kann. Rascheln im Dickicht, und unter dem Hochsitz tauchen auf der Lichtung das Wildschwein oder der Hirschbock auf. So stehe ich mit einem flüchtigen Lächeln auf den Lippen vor dem Fenster des Paßkontrolleurs.

Auf Flughäfen, deren Toiletten und Rohre schmutzig und verrostet sind, deren Wände sich verfärbt haben, wo sich Fußgeruch und der Duft erbärmlicher Waschmittel mit dem nach Knoblauch stinkenden Atem des sich nur

nachlässiger Körperpflege unterziehenden Personals vermischen, wo also die bewaffneten Organe durchaus präsent sind und eine gemeinsame Mischung aus unordentlicher Unbekümmertheit und ängstlichen Befürchtungen bilden, dort wurde ich aus dem Strom der Fluggäste herausgefischt, in eine enge Kabine gebeten und aufgefordert, alle meine Kleidungsstücke abzulegen, damit meine Sachen einzeln durchsucht werden könnten. Nach Möglichkeit sollte ich dies schnell und bereitwillig tun, schließlich läge es in meinem ureigenen Interesse, das Reiseziel gemäß meinem Flugticket zu erreichen. In jede Tube und jeden Schuh sahen sie hinein. Doch schließlich erteilte der Geheimdienstchef mir die Erlaubnis, mich zu entfernen. Letztlich wäre es nicht zweifelsfrei gut gewesen, mich zurückzuhalten. Unerwünschte Komplikationen hätten sich ergeben können. Übrigens ist es meiner verdächtigen Person gelungen, das an die entsprechende Adresse gelangen zu lassen, was ich ihr hatte zuspüren wollen, was mir wichtig war, um es dann wieder an mich zu nehmen und die Arbeit daran fortzusetzen. Immer wieder schafften wir es, die Texte in verschiedener physischer Form in Bewegung zu setzen. Manchmal bissen die Kontrollen an den ausgelegten Ködern an und übersahen das Wesentliche. Um gewitzter zu sein als wir, hätten sie früher aufstehen müssen.

Ein Alter gibt dem Pferd nur selten die Sporen zu kosten, wenn aber doch, dann johlt und jauchzt er: Geschwind, mein kleiner Teufel! Mittagessen am Seeufer in einem vielbesuchten und in gutem Ruf stehenden Gasthaus. Das junge Personal hübsch und höflich, der alte Wirt spielt das mit mancherlei Gebrumm einhergehende Schauspiel der Weinwahl. Nach dem Kaffeegenuß schreckt mich zunehmendes und von Gedämpftheit in Rasen übergehendes

Getöse auf. Geschrei unter meinem Fenster. Sich wie toll gebärdende Kerle stürmen säbelrasselnd die Treppen empor und reißen die Türen auf. Da ist es ratsam, zuvor zum Hinterausgang zu verduften und sich in der Menge zu verlieren.

Meine freundliche Visage schießt komplizenhafte Strahlen in die klobigen Gesichter martialischer Waffenträger. Kumpel, da entlang, sagen sie, oder klettere hier heraus. Ich sehe nichts. Natürlich kann sich auch ein Kunstfehler einschleichen. Dann verrottet man vorübergehend hinter Gittern und schützt sein Leben gegen niederträchtige Schufte.

Nein, ich möchte wirklich keinen Radau machen, mag weder Revolutionen noch Feuersbrünste, weder Erdbeben noch Familienzwist, noch Ehezerrüttung. Nach dem Unglück muß man nicht suchen. Ich bin abergläubisch, das normale Unheil reicht auch schon aus: die Verdummung, die kleinen körperlichen Gebrechen, die gebrochene Hand, die Gleichgewichtsstörungen und die Schwäche meiner neunzigjährigen Mutter, der tödliche Autounfall eines Kindes aus der Verwandtschaft, der Tod guter Bekannter.

Der dreiundneunzigjährige Onkel Marci wird im Krankenhaus auf den Steinfußboden gelegt; zwei Tage bringt der Bewußtlose dort zu, während er nach meiner Mutter ruft. Der Neffe, ein reicher Mann, Chefarzt im selben Krankenhaus, in dem der Onkel auf dem Flur liegt, geht hinauf in die Wohnung, durchstöbert die Schränke, Onkel Marci muß doch ein Sparbuch besitzen; er ist beunruhigt, daß am Ende nichts werden könnte aus dem erhofften Erbe. Mein nächtliches Aufschrecken verdient, erwähnt zu werden. Manchmal entsetzt mich der Gedanke, plötzlich nicht mehr atmen zu können. Bei solchen Gelegenheiten muß ich ein starkes Getränk zu mir nehmen und hinaus auf den